

Freitag, der 27.

Ich gehe auf die breiten Glastüren des Einkaufszentrums zu. Jemand hat vor einer der Türen auf den Boden gerotzt, mitten in das auf das Pflaster gepinselte Rauchen-verboten-Zeichen. Ein älterer Mann vor mir in einer beigefarbenen Jacke tritt mit seinem Gesundheitsschuh mitten hinein und scheint es nicht zu bemerken. Ich umrunde die Pfütze vorsichtig.

Jetzt bin ich im Limbecker Platz. Warme Luft bläst mir entgegen. Rechts von mir ein Laden mit überbeuertem Fruchtmatsch, links die freischwebenden Rolltreppen. Ich will nur kurz ins Untergeschoss, eine Packung Teelichter kaufen, bevor ich zur Lesebühne gehe. Teelichter kann man im Herbst immer gebrauchen.

Das Einkaufszentrum ist voll, ich muss auf dem Weg zur Rolltreppe mehreren Leuten ausweichen und werde trotzdem angerempelt. Selbst auf der Rolltreppe drängen sich Leute an mir vorbei. Frauen, so mit Einkaufstaschen bepackt und so in Trance, dass ich denke, sie kommen nur einmal im Jahr aus irgendeinem Dorf im Münsterland hierher. Ihre Männer, die auf ihre Handys starren. Jugendliche aller Geschlechter in Parfüm- und Hormonwolken.

So eine Gruppe Jugendlicher drängt sich jetzt auf der linken Seite der Rolltreppe an mir vorbei. Ich sehe gegelte Köpfe und rieche so viele verschiedene Düfte, dass meine Nase sich wie auf einem Karrussell fühlt. Als einer von ihnen gerade auf meiner Höhe ist, fühle ich etwas Hartes, Kantiges durch den dünnen Stoff meiner Jacke. Ein Reißverschluss oder irgendetwas an dem Rucksack der Person. Sie trägt eine schwarze Jacke mit weißen Neonstreifen und hat kinnlange, glänzend schwarze Haare.

Ich zucke zurück und bringe sie damit wohl aus dem Gleichgewicht – sie schwankt kurz und greift den Handlauf der Rolltreppe, um sich zu stabilisieren. Reflexhaft dreht sie sich um, nur für einen ganz kurzen Moment – aber ich sehe ihr Gesicht nicht, nur eine leere Fläche, so scheint es mir in dem Gedränge – aber da werde ich schon wieder abgelenkt, weil die Rolltreppe zu Ende ist und ich einem ketchupverschmierten Kind ausweichen muss, das direkt auf der Landung steht und herzerweichend brüllt.

Als ich dem Kind ausgewichen bin und mich umschaue, ist die ganze Gruppe von Jugendlichen nicht mehr zu sehen. Das Gedränge bringt mich ins Schwitzen – ich will meinen Einkauf so schnell wie möglich erledigen und eile in Richtung der Drogerie. Doch von draußen sehe ich schon, wie lang die Schlangen vor den Kassen sind.

Ich gebe auf und fahre mit der Rolltreppe wieder nach oben zum Ausgang.

Immer mehr Leute strömen durch die großen Türen ins Einkaufszentrum. Es kommt mir vor, als würde ich flußaufwärts schwimmen, in einem riesigen Strom, dem Rhein vielleicht oder dem Amazonas.

Jetzt bin ich die, die drängelt und Leute anstößt. Ein angerempeltes Mädchen dreht sich zu mir um und ruft irgendetwas, es klingt wütend, aber ich verstehe die Worte nicht. Jetzt bin ich in der Tür, und jetzt in der Freiheit. Ich atme tief durch, die frische Luft schmeckt wie Kristall, jedenfalls für einen Moment, bis ich durch die Wand an Zigarettenrauch gehe, die von den Leuten produziert wird, die auf den Rauchen-verboten-Zeichen stehen.

Ich erreiche das Unperfekthaus. Warmes Licht fällt durch die Fenster nach draußen. Als ich eintrete, begrüßt mich sanfte Lofi-Musik. Etwas in mir entspannt sich.

Ich gehe zur Theke, lehne mich mit den Unterarmen auf, beuge mich nach vorn und versuche, um die Ecke in die Küche zu blicken. Hinter der Theke ist niemand. Auch in der Türöffnung zur Küche sehe ich niemanden, aber ich höre Geräusche.

Mit der Hand betätige ich die Klingel, die auf der Theke steht. Ihr zartes „Ding...“ verhallt, ohne dass jemand nach vorn kommt.

Offenbar ein ruhiger Tag, denke ich, und schaue mich im Restaurant um. Tatsächlich, die Tische rechts von mir sind leer.

Als ich den Kopf wieder nach vorn wende, schaue ich direkt in ein fremdes Gesicht, nur 30 cm von meiner Nase entfernt. Ein Mann, den ich noch nie zuvor gesehen habe. Er ist jung, blond, trägt eine Brille. Er hat sich mit den Händen auf die Theke gestemmt, während ich noch mit meinen Unterarmen auf der anderen Seite lehne. Ich zucke zusammen und mache einen Schritt zurück.

Er erinnert mich an jemanden, aber ich weiß nicht, an wen. Wenn ich ihn länger betrachte, scheint er fast mit dem Hintergrund zu verschmelzen.

Jetzt blinzelt er mich an, als hätte ich ihn überrascht statt umgekehrt. Er blickt von mir zur Tür und wieder zurück, als frage er sich, durch welche Öffnung in der Wand ich hereingekommen sei.

Ich schaue fragend zurück.

Hat er etwas gesagt und ich habe es nicht gehört?

„Eine Cola bitte“, sage ich.

Er nickt, holt die Flasche aus dem Kühlschrank und stellt sie vor mich hin.

Er nimmt eine Chipkarte, bucht die Cola und reicht mir die Karte über die Theke. Ich stecke sie in die Tasche und gehe mit meiner Cola nach hinten zur Lesebühne.

Als ich am Fuß der bunten Treppe vorbeikomme, höre ich ein unangenehmes Quietschen – eigentlich eher ein Kreischen, wie von einer schweren, schlecht geölten Tür – oder von einem Lebewesen, einer Katze vielleicht?

Ich drehe mich zur Theke um, um zu sehen, woher das Geräusch kommt.

Der junge Mann steht mit dem Rücken an die Theke gelehnt. Sein Gesicht ist zu einer schrecklichen Fratze verzogen, der Mund weit aufgerissen wie zum Schrei – aber ich höre nichts mehr. Sein linker Arm umkrampft seinen Bauch, der rechte ist in die Luft gereckt, als wolle er nach etwas greifen.

Erschrocken schnappe ich nach Luft und mache einen Schritt auf ihn zu, aber von irgendwoher scheint mir ein Licht in die Augen zu scheinen, einer der Deckenstrahler vielleicht – ich bin geblendet, muss blinzeln, kneife einmal fest die Augen zusammen – und als ich sie wieder öffne, ist der Raum hinter der Theke wieder so verlassen wie zuvor.

Ich schüttele den Kopf über mich selbst. Ich hatte immer schon eine lebhaftere Phantasie, und jetzt spukt mir wohl im wahrsten Sinne des Wortes die Gruselgeschichte im Kopf herum, die ich für die Lesebühne vorbereitet habe. Ich denke an Stephen King, der in einem Interview mal gesagt hat, wieviel Angst er selbst vor den Figuren hat, die in seinem Kopf existieren.

Kann ich verstehen – ich habe letzte Nacht das Licht angelassen, als ich schlafen gegangen bin. Heute morgen, als das kühle graue Morgenlicht durch die Fenster fiel und ich mir einen Kaffee kochte und dabei an die Arbeit dachte, kam mir das lächerlich vor.

Vor mir scheint alles in bester Ordnung zu sein. Von hinten sehe ich Klara, die Moderatorin der Lesebühne. Sie ist klein mit blasser Haut, schwarzen Locken und einer Vorliebe für wild gemusterte Hosenanzüge. Heute trägt sie einen mit grinsenden Kürbissen auf dunkelblauem Untergrund. Sie bückt sich jetzt zum Verstärker und fummelt an einem Stecker herum.

Ich schaue mich im Raum um. Es ist viertel vor sieben und drei Leute sitzen schon an den Tischen, einzeln und mit weitem Abstand. Sie reden nicht miteinander. Wer so früh kommt, liest meistens selbst einen Text – vielleicht sind sie im Geiste also mit ihrem bevorstehenden Auftritt beschäftigt. Ich nicke freundlich in die Runde und setze mich mit meiner Cola selbst an einen der Tische.

Im Lautsprecher knackt es. Klara richtet sich auf und streicht sich den Blazer mit den Kürbissen wieder glatt. Dann geht sie zum Mikrofon und klopft mit dem Finger darauf. Der Lautsprecher antwortet. Zufrieden nickt sie und lässt ihren Blick dann über den Zuschauerraum schweifen.

Ich winke ihr freundlich zu, aber sie erwidert meinen Blick nicht. Vielleicht ist sie auf irgendetwas anderes konzentriert, irgendein organisatorisches Detail. Haben wir dieses Mal einen Büchertisch? Ich schaue mich um, sehe keinen.

Ich stehe auf und gehe zur Bühne. Als ich fast direkt vor ihr stehe, sieht Klara mich endlich. Sie schaut ein bisschen überrascht, aber durchaus erfreut, mich zu sehen. Ich will ihr ins Gesicht sehen, aber mein Blick wird immer wieder von den Kürbissen auf ihrem Hosenanzug abgelenkt. Von weitem sahen sie alle gleich aus, aber jetzt, da ich direkt vor ihr stehe, sehe ich, dass jeder Kürbis ein Individuum ist. Jeder trägt ein etwas anderes, schreckliches Grinsen. Wenn ich zu lange hinsehe, scheinen die Kürbisse zu pulsieren, als würden sie gleich platzen.

Ich kneife die Augen zu und schüttele den Kopf. Kann sein, dass ich einen Migräneanfall bekomme, vielleicht ist es nur das.

„... einfach zu viele“, höre ich Klara sagen. Ich habe offenbar den Anfang des Satzes verpasst.

Ich schaue ihr ins Gesicht und zwingen mich dieses Mal, nicht wegzuschauen. Sie sieht aus wie immer. Ich beobachte ihren Mund beim Reden, um nicht wieder etwas zu verpassen. Aber ihre Worte gehen einfach an mir vorbei. Ich schaue ihr in die Augen und sehe, dass ihr linkes Augenlid zuckt. Wieder und wieder und immer wieder. Es sieht fast aus wie das leere Auge eines Kürbiskopfes, hinter dem das Kerzenlicht flackert.

Erneut schüttele ich den Kopf, als ob er dadurch klarer würde. „Sorry, was hast du gesagt? Wobei soll ich dir helfen?“

Sie deutet auf den Zuschauerraum hinter mir. Ich drehe mich um. Er ist plötzlich voller Menschen. Ich trete unwillkürlich einen Schritt zurück und stoße dabei gegen einen Hocker, der hinter mir steht. Jeder einzelne Stuhl ist besetzt. Ein paar Leute stehen sogar hinten an der Wand. Eine Frau hat ihre großen, mit Kleidungsstücken überquellenden Einkaufstaschen neben sich abgestellt, genau in den Durchgang zum Klo. Der Mann neben ihr schaut auf sein Handy, als wüsste er sich, woanders zu sein. Tränen sammeln sich an seiner Nasenspitze und tropfen auf das Display.

An einem der Tische vor ihm fällt mir eine schwarze Jacke mit weißen Neonstreifen auf. Fünf Jugendliche sitzen um den Tisch herum. Vor ihnen Flaschen mit Cola und Fanta und drei Stücke Käsekuchen. Doch niemand von ihnen isst und trinkt, denn niemand hat ein Gesicht. Sie sitzen schweigend, und auch der Käsekuchen schweigt.

Unwillkürlich fasse ich mir an den Oberarm, an dem mir eine der Jugendlichen vorher Schmerzen zugefügt hatte. Jetzt fühle ich nichts mehr, aber meine Hand greift in etwas Warmes und Feuchtes. Ich ziehe die Hand wieder weg, sie ist blutverschmiert. Ratlos betrachte ich meine Hand, als gehörte sie einer Fremden.

Klara hat schon wieder etwas gesagt, doch wieder habe ich nicht zugehört. Sie geht ein paar Schritte zur Seite und stellt den Bühnenscheinwerfer neu ein. Jetzt ist er genau auf mich gerichtet. Die Lichtstrahlen fühlen sich heiß an, ich beginne zu schwitzen und bin geblendet – der Zuschauerraum vor mir verschwimmt.

Ich wische mir mit der Hand durchs Gesicht – war es die blutige Hand? Ich habe es vergessen – und gehe einen Schritt zur Seite, hinaus aus dem gleißenden Licht. Auf einmal sind sie alle wieder verschwunden, alle Menschen aus dem Zuschauerraum bis auf die drei, die anfangs schon dort saßen. Zwei davon haben den Kopf gesenkt, einer schaut mich unverwandt an – es ist der junge Mann vom Eingang, und er streckt die Hand nach mir aus, das Gesicht schmerzverzerrt.

Mit fragendem Ausdruck drehe ich mich zu Klara um. Unter ihren kurzen schwarzen Locken wölbt sich ein enormer Kürbis, die Augen riesige leere Höhlen, der Mund grässlich entstellt, und hinter alldem flackert eine Kerze. Ihr Schein kommt kaum gegen die Dunkelheit an, scheint immer wieder zu ersticken, um dann wieder hell aufzuflammen.

Der grinsende Mund ist starr, sagt nichts. Ich wünschte, ich hätte ihr nur wenige Momente vorher zugehört. Vielleicht hat sie mir gesagt, dass das alles hier nur Show ist, dass ich mitspielen soll und dass alles wieder gut wird.

Ich denke an meine Geschichte, die DIN-A4-Seiten, die da hinten in meinem Rucksack stecken, neben meiner Cola, die ich nicht angerührt habe.

Und mir fällt ein, dass ich das Ende der Geschichte kenne. Dass ich es selbst geschrieben habe an dem Abend, bevor ich mit brennenden Lichtern eingeschlafen bin.

Langsam, quälend langsam, streckt Klara die Hand nach mir aus. Irgendwo im Haus ertönt ein Schrei.